

# «Lohn ist nach wie vor Tabuthema»

«(...) Mann und Frau haben Anspruch auf gleichen Lohn für gleichwertige Arbeit», so lautet es im Artikel 8 der Schweizerischen Verfassung. Auch im liechtensteinischen Gleichstellungsgesetz ist die Lohngleichheit verankert.

Überall rote Taschen und engagierte Frauen mit einem grossen Ziel: Lohngleichheit für Frau und Mann. Gestern, am 11. März, hat in Liechtenstein und der Schweiz der 2. Equal Pay Day, kurz EPD, stattgefunden. Dieser Tag wurde von dem Verband BPW Switzerland und diversen Frauenorganisationen durchgeführt. BPW steht für «Business and Professional Women» und ist ein weltweites Netzwerk von berufstätigen Frauen in verantwortungsvollen Positionen.

Gestern erfolgten zahlreiche Aktionen und Veranstaltungen in der Schweiz und in Liechtenstein, die auf die Lohnungleichheit zwischen Frauen und Männern aufmerksam machten. Von 11.30 bis 13.30 Uhr haben Frauen vor dem Kunstmuseum Liechtenstein die vorbeikommenden Passanten informiert. Sie verteilten rote Taschen, die darauf hinweisen sollen, dass Frauen weniger in der Tasche haben. Auch zahlreiche Männer blieben stehen und liessen sich informieren. «Wir wollen einmal mehr darauf aufmerksam ma-

chen, dass Frauen trotz der Gleichstellung im Gesetz im Durchschnitt 20 Prozent weniger verdienen als Männer – sie müssen 50 Tage mehr arbeiten, damit sie am Ende des Jahres gleichviel in der Lohntüte haben wie Männer», sagt Elisabeth Sele, Präsidentin des BPW-Clubs Rheintal.

## Transparente Löhne

Laut Elisabeth Sele ist der Lohn nach wie vor ein Tabuthema. Es würde nicht darüber gesprochen – dies sei tragisch. «Als Erstes muss man die Löhne ganz transparent machen. Wenn das erreicht ist, werden die Frauen vielleicht mutiger bei Lohnverhandlungen – denn es gibt viele Frauen, die ihre Lohnvorstellung nicht äussern», erklärt Elisabeth Sele. Die Frau würde ihre Arbeit immer unter den Scheffeln stellen und sich zurücknehmen, deshalb stehen beim diesjährigen «Gleicher Zahltag», das heisst Equal Pay Day, Lohn- und Honorarverhandlungen sowie Karriereplanung und Weiterbildung im Fokus.

Das Datum des EPD steht für den Zeitraum, den eine Frau über den Jahreswechsel hinaus arbeiten muss, um den Jahresverdienst ihres männlichen Kollegen zu erreichen.

«Wir wünschen uns, dass wir vielleicht in zehn Jahren den EPD-Tag schon am 31. Dezember veranstalten können, dann nämlich könnten wir uns diesen Tag, diese Aktion schenken.» (alf)



**Aufmerksam machen auf die Lohnunterschiede:** Der EPD-Keks ist nicht ganz mit Schokolade überzogen. Die fehlende Schokolade soll die 20 Prozent symbolisieren, die Frauen weniger verdienen.

Bild Elma Velagic



### Eva-Maria Schädler, Balzers

«Ich glaube, die Leute wissen, dass es einen Lohnunterschied gibt, aber sie verstehen nicht richtig, was es in der Realität und im Alltag bedeutet – das ist den meisten nicht bewusst. Aktivitäten wie diese tragen dazu bei, dass man sich dessen bewusst wird. Diese Rollenbilder sind in jedem Menschen tief verwurzelt. Ich habe persönlich keine Lohnunterschiede erfahren. Eine Mischung von verschiedenen Massnahmen ist nötig, dass sich das wirklich realisieren lässt. Man muss auf verschiedenen Ebenen etwas tun: gesetzliche Massnahmen und Bewusstseinsaufklärung beispielsweise. Und solche Aktivitäten und die Medien tragen sicher auch dazu bei.»



### Martina Brändle-Nipp, Mauren

«Teilweise wissen die Leute gar nicht, dass es Lohnunterschiede gibt oder sie ignorieren es. Ich erhoffe mir vom Equal Pay Day, dass Frauen gleichberechtigt werden beim Lohn. Bei mir ist das nicht der Fall, da wir ein Lohnsystem haben, welches nicht nach dem Geschlecht, sondern nach Leistung und Ausbildung geht. Ich persönlich habe den Lohnunterschied im Beruf noch nie erlebt. Aktionen und Gesetze sind bestimmt Massnahmen, die nützen. Man sollte vor allem Richtlinien anfertigen, bei denen der Lohn beispielsweise nach Ausbildung, Leistung und Erfahrung bemessen wird und nicht abhängig vom Geschlecht ist.»



### Peter Hunglinger, Eggersriet

«Ich glaube den Leuten ist schon bekannt, dass es einen Lohnunterschied zwischen Frauen und Männern gibt. Wenn Frauen die gleiche Leistung erbringen und die gleiche Qualifikation haben, dann sollten sie selbstverständlich auch gleich viel verdienen wie Männer – das steht ihnen zu. Es sollte bei der Entlohnung beispielsweise auf die Ausbildung und die Erfahrung geachtet werden, nicht auf das Geschlecht. Ich finde es eine originelle Idee, dass die Frauen den «Equal Pay Day» starten, denn es ist berechtigt, dass auf solche Anliegen aufmerksam gemacht wird. Ich würde es den Frauen gönnen, dass sie gleich viel verdienen wie die Männer.»



### Bea u. Markus Lutz, Schwerzenbach

«M. Lutz: Die Leute wissen noch zu wenig darüber Bescheid, sonst würde es diesen enormen Unterschied ja nicht geben. Es ist zwar schon besser als früher, aber es gibt immer noch. Egal ob Mann oder Frau, wenn sie das Gleiche leisten und das Ergebnis stimmt, sollen sie auch das Gleiche verdienen. B. Lutz: Als Frau ist man einfach immer unten durch gekommen, als Mann hat man ein bisschen mehr verdient, auch wenn das Gleiche gemacht wurde. Ich habe in meinem Beruf, Bäcker-Konditor, selber erlebt, dass Frauen weniger verdienen. M. Lutz: Der Chefetage muss es bewusst werden – von da oben muss das kommen.»



### Susanna Gopp, Ruggell

«Ich finde solche Aktionen gut und wichtig, denn «steter Tropfen höhlt den Stein». Eine Kombination aus mehreren Massnahmen ist wichtig. Ich glaube, es liegt auch stark an den Frauen selber. Wenn sie das Gefühl haben, dass sie weniger verdienen als ein Mann in derselben Position mit der gleichen Qualifikation, dann müssen sie sich trauen, das anzusprechen und dafür einzustehen. Wenn für eine Person ein Umstand nicht passt, dann kann diese Person nicht erwarten, dass sich das Umfeld ändert, sondern sie muss von sich aus einen Schritt setzen, um die Situation zu ändern und so ist es auch mit dem Lohnunterschied.»

# Sprache ist nicht gleich Sprache

Liechtenstein ist ein sehr kleines Land und trotzdem werden schon in diesem 164 km<sup>2</sup> «grossen» Staat viele verschiedene Sprachen gesprochen. Ingrid Gogolin von der Universität Hamburg hielt gestern einen eindrücklichen Vortrag zum Thema Sprache und Mehrsprachigkeit.

Leider ist das Wetter momentan auch zu Universitätsprofessoren nicht gnädig. So verspätete sich die Sprachwissenschaftlerin Ingrid Gogolin gestern, da ihr Flug von Hamburg nach Zürich um zwei Stunden verlegt wurde. Nichtsdestotrotz freute sich das Publikum im Treffpunkt der Evangelischen Kirche Vaduz, als sie wohlbehalten endlich eintraf. Direktor André Ritter begrüßte die geduldrigen Zuhörer sodann zu dieser Veranstaltung. Gogolins Vortrag «Von der Sprache zum Dialog: Über die Bedeutung der Anerkennung von Mehrsprachigkeit» ist ein weiteres Highlight der Ver-

anstaltungsreihe «Integration mit aufrechtem Gang», die im Jahre 2003 vom europäischen Institut für interkulturelle und interreligiöse Forschung ins Leben gerufen wurde.

«Heute fliessen Sprachen ineinander und überlagern sich. Es gibt keine klare, strikte Trennung mehr. Dies beobachtet man zumindest bei Jugendlichen in Grossstadregionen», begann die Professorin. Doch ist das nun ein Vorteil, ein erwünschter Zustand oder wird die Mehrsprachigkeit sogar als etwas Negatives empfunden?

## Erwünscht und unerwünscht zugleich

Bei einer Studie wurden Familien und Schulen befragt, wie sie zur Komplexität von Sprachen stehen. Dabei erzielte man interessante Ergebnisse: Familien freuen sich über Mehrsprachigkeit der Kinder, unterstützen und fördern sie, sehen aber davon ab, diese Sprache als Unterrichtssprache in Schulen zu verlangen. Hingegen schätzen die Schulen Fremdsprachigkeit nur dann, wenn es Unterrichtssprachen sind. «Man sieht also eine deutliche Diskrepanz und trotzdem

gleichzeitig Parallelen oder Kompromissbereitschaften», erklärt die Referentin. Es gibt also quasi eine Sprachhierarchie. Auf der höchsten Stufe findet man die Nationalsprachen. Sie haben viele Privilegien, unter anderem werden sie als Bildungssprache und öffentliches Medium anerkannt und in wichtigen Bereichen wie Politik oder Rechtsprechung genutzt. Danach kommen die Fremdsprachen, ihnen folgen die Minderheitensprachen und auf niedrigster Stufe sind die sogenannten Mundarten. Letztere sind jene Sprachen, die von den Menschen tatsächlich gesprochen werden.

## Zu wenig Zugang

Das Problem bei den Mundarten und den Minderheitensprachen ist deren Förderungsnotstand. «Ohne öffentlichen Raum kann sich eine Sprache nicht entfalten», so Gogolin, «die grosse Folge dieser Abschwächung ist, dass man diese Sprache niemals vollständig beherrschen kann.» Das bezeichnet die Professorin als «grandiose Verschwendung von eigenem Reichtum.» Eine gute Nachricht gibt



**Referierte über die Vor- und Nachteile von Mehrsprachigkeit:** Sprachwissenschaftlerin Ingrid Gogolin.

Bild Daniel Ospelt

es aber trotzdem: Man hat herausgefunden, dass vor allem europäische Immigranten ihre Sprache über Gene-

rationen beibehalten und nicht verlieren. Die Sprache bleibt somit vital, also «am Leben». (rba)